Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 51

Artikel: Der Christkindvagant [Schluss]

Autor: Camenzind, Josef

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648071

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 51 - 24. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 22. Dezember 1934

Advent. Von Ernst Oser.

Wieder zu der Erde Hoffen
Kehrst du, lieblicher Advent.
Deinen Himmel sehn wir offen
Und das Licht des Wunders brennt.

Tausende der grünen Bäume
Duften rings in aller Welt.
Heisse Wünsche, stille Träume
Hat der Weihnacht Glanz erhellt.

Nach Verheissung, nach Erfüllen
Fragend geht der Menschheit Blick.
Wird aus Gnaden sich enthüllen
Uns ein besseres Geschick?

Wird das Morgen uns bescheren
Eines Friedens ew'gen Hort?
Wird den Sorgen, wird den Zähren
Eines Retters Tat und Wort?

Wieder liegt die Welt in Banden
Wie vordem in grauer Zeit,
Wieder ist aufs neu erstanden
Göttliche Barmherzigkeit.

Breite deiner Wahrheit Segen,
Weihnacht, über unser Land,
Nöte stillend an den Wegen,
Löschend dort des Hasses Brand!

Weihnacht! Oeffne, was verschlossen
Noch im Dunkel unsrer Nacht,
Dass, von deinem Glanz durchflossen,
Werde unser Tag entfacht!

Dass sich Volk zu Volk bekenne,
Einig, unterm Sternenzelt,
Dass, Advent, dein Wunder brenne
In der ganzen weiten Welt!

Der Christkindvagant. Weihnachtserzählung von Josef Camenzind. 3

5. Auf verschneiten Wegen dem Christkind entgegen. — Der sonderbare Vogel. — Der Eierring geht kaput.

Nachmittags gegen drei Uhr verlasse ich, den goldgelben Eierring am Arm, den Waldhof und wandere gegen Friedstetten. Aus dem grauen Himmel fallen leise, leise kristallhelle Schneesternlein in die Landschaft. Es weihnachtet, soweit die hellen Bubenaugen blitzen. Ich marschiere durch das stille Friedstetten. Aus einzelnen Scheunen tönt der monotone Taktschlag der Drescher. Kein Mensch ist auf der Straße. Die Kirche habe ich hinter mir.

Plötzlich stehe ich an einer Wegkreuzung. Ein strammer Wegweiser streckt seine Arme sicher nach West und nach Ost. Er nützt mir einen Pappenstiel, denn ich bin mit meinen fünf Jahren noch glückseliger Analphabet. Ratlos stehe ich da. Wohin soll ich jetzt gehen? Rechts oder links? Die Straße links kommt mir bekannt vor. Dort hinten erheben sich in den Himmel die blauen Schatten eines Tannenwaldes, dorthin mündet die Linksstraße. Rechts ist kein Wald sichtbar, ich aber will in den Wald, will das Christkind antreffen. Ich gehe weiter auf der Straße, die waldwärts führt. Das Dorf verschwindet weit hinter mir im Nebelschleier und Schneeflockengewand des Wintertages. Es schneit jetzt in mächtigen, wolligen Flocken. Ich ziehe die Zipfelmüze weit über die Ohren. Ein Mann kommt mir entgegen. Er guckt mich verwundert an und fragt, wohin ich denn wolle.

„Zum Gottebruder und dann zum Christkindli!"

„So, so! Dann lauf aber schnell, sonst wirst du noch eingeschneit, Büebli!"

Der Mann kramt in seiner Tasche und schiebt mir einen Bonbon in den Mund.

„Da hast du etwas zum Schlecken."

„Vergelt's Gott tausendmal, vergelt's Gott!"

Und schon stampfe ich munter voran. Vor mir öffnet sich wie ein Märchen der verschneite Winterwald. Es schneit hier nicht mehr so stark. Eine wundersame Stille umgibt mich. Die hohen, schlanken Tannen schweigen; die Straße schweigt; alles schweigt wie in einer Kirche. Rings im Kreise stehen kleine Tannen im weißen Schneekleid.

„Ein Christbäumli! Juhu, juhu!" juble ich. „Und da auch eins, und dort und dort!"

Ja, hier ist wahrhaftig lieb Christkindleins Weihnachtswald. Eine unbeschreibliche Freude durchzittert mein Herz und ein beglückender Gedanke, daß ich hier das Christkindli antreffen werde. Mein Blick schwimmt über das weiße Meer des verschneiten Waldteppichs hinauf in die tannenblauen

Höhen und hinein in die dämmernde Nacht. Die Straße verliert sich auf einmal. Nur ein schmaler Pfad führt tiefer hinein in den Wald. Ich wate in fieberhafter Erwartung weiter voran. Dann und wann ertönt der kreischende Ruf eines Eichelhähers, das Knacken eines brechenden Astes und der ferne Aufschlag einer Axt. Einmal rieselt mir staubfeiner Schnee direkt vor die Füße. Neugierig gucke ich zur Höhe und eräuge gerade noch ein Eichhörnchen, das mit seinem Schwanzwedel hinter einem Wipfel verschwindet.

Ich krieche durch ein Buchengebüsch und stehe vor einer Quelle, die neben einem hohlen Weidenbaum in den dimmernden Abend sprudelt, zwischen scharfkantigen, harten Seegräsern weltwärts plaudert und in der Ferne leise verschwindet.

Jenseits des Wässerleins taucht unverhofft ein Vogel auf. Ich schaue, ich staune, ich haste und jage dem Tiere nach und springe mit meinem Eierzopf über den Bach.

Der Vogel scheint ziemlich zahm zu sein. Er läuft immer einige Meter vor mir her, flattert mit seinen Flügeln, fliegt über gefällte Baumstämme und hält inne, wenn ich schnaufend stehen bleibe.

Noch nie ist mir ein so prächtiger Vogel vor die Augen gekommen. Er ist größer als unser Hahn auf dem Waldhof und leuchtet vom tiefsten Rot durch alle Farben hindurch wie ein bunter, hüpfender Farbkasten der Natur. Schon bin ich zum Packen nahe, da schießt er plötzlich ins Kleingehölz, das sich mitten im Wald über eine abgeholzte Fläche hinzieht. Ich schlüpfe ihm nach.

„Tätsch! tätsch! tätsch!"

Ich purzle in einen Abzuggraben. Der Eierring fliegt in weitem Bogen in ein Gebüsch. Ich stehe wieder auf. Dort vorn flackert noch ein blutrotes Flämmlein durch die Zweige, und jetzt verschwindet der Vogel ganz.

Ich hebe den Eierring auf. Auf einer Seite ist er ganz durchbrochen. Neugierig gucken die Weinbeeren aus dem appetitlichen Weiß. Ich erinnere mich wieder meines Auftrages. Was wird wohl die Mistelimutter sagen? Ich suche den Rückweg zur Straße wieder zu finden. Doch vergebens. Wald und Gestrüpp halten mich wie mit Fesseln gefangen.

6. Das wunderbare Christkind. — In den Armen eines Zuchthäuslers.

Es wird Nacht. Ein unheimliches Grauen durchschauert meine Seele. Ich irre umher, wie lange, weiß ich nicht. Ich friere an den Füßen; Kälte durchrieselt mich, als ob ich ein einziger wandelnder Eiszapfen wäre. Ich klappere mit den Zähnen. Ich rufe und schreie und weine dann wieder hoffnungslos still in mich hinein. Ich erhalte keine Antwort, nur dann und wann tönt aus der Ferne der Glockenschlag einer Dorfkirche, aber so weit und abgelegen, als sei ich kleiner Wicht hundert Tage in die Ewigkeit hinein vagabundiert.

Ich fange an, mich entsetzlich zu fürchten. Ich heule, schluchze und schreie, daß Gott erbarm. Ich laufe im Kreise herum, pralle mit dem Kopf an eine Tanne. Ich merke, wie ein warmes Bächlein über meine rechte Wange herniederrieselt. Ich lehne erschöpft an einem Baumstamm, lausche wieder in die Nacht hinaus und höre, wie mein Herz wie ein wildgewordenes Rößlein im Galopp trabt.

„Christkind! Christkind! Christkind!" Immer lauter, immer flehender rufe ich in den Wald hinein.

Es hat jetzt offenbar aufgehört zu schneien. Zwischen den Tannen rieselt auf einmal das leise Licht des Mondes zu mir hernieder. Ich werde etwas ruhiger. Die schreckhafte Nacht lichtet sich wieder zur hoffenden Dämmerung.

Da, was ist das? Nahen sich da nicht Schritte? Gedämpft vom weichen Moospolster des Tannenwaldbodens? Ich höre ein Stolpern. Jetzt, jetzt taucht wenige Meter vor mir eine Gestalt auf; jetzt tritt sie ins Licht des Mondes. Es ist ein Mensch, ein Mann mit bärtigem Gesicht. Er erblickt mich und kommt zögernd auf mich zu. Ich laufe ihm aufatmend in unbändiger Freude entgegen. Gott sei Dank! Ich bin nicht mehr allein im dunkeln Wald.

Der Mann schaut mich überrascht an, schielt auf meinen Eierring und fragt:

„Hast du so geschrien, Kleiner?"

„Ja."

„Was willst du denn so spät hier im Wald?"

„Das Christkind suchen."

Er guckt mich erstaunt an, sieht wohl auch die Tränen auf meinen Backen glänzen und fragt dann wieder:

„Fürchtest du dich?"

„Nein, jetzt nicht mehr, seit du bei mir bist, aber vorher habe ich ziemlich Angst gehabt. Bitte! Bitte! Bring mich nach Hause!"

Der Mann streichelt meinen Kopf, schaut dann wieder auf den Eierring und fragt plötzlich:

„Gibst du mir etwas von diesem da?"

„Er gehört nicht mir; ich muß ihn dem Gottebruder bringen."

„Das macht nichts! Der Gottebruder wird nicht bös sein, wenn du mir etwas davon gibst." Er stockt und fährt dann weiter: „Ich habe seit gestern mittag nichts mehr gegessen."

Ein mächtiges Erbarmen mit dem armen Manne überkommt mich. Ich reiche ihm den Eierring. Er klaubt hastig mit seinen Fingern in die goldgelbe Süßigkeit und reißt ein großes Stück heraus.

Ich staune über den riesigen Appetit des Mannes. Seine Kaumuskeln arbeiten, und die Hände sind unablässig beschäftigt, neue Brocken abzubrechen. Es wird mir beinahe Angst vor dem Hunger des Mannes.

„Da, Büblein, mußt auch ein Stückli essen, hast gewiß auch Hunger", ermuntert mich der Fremdling und drückt mir ein Stück Eierzopf in die Hand. Ich beiße herzhaft hinein, denn ich bin wirklich auch hungrig.

„So, so! Das Christkind hast du suchen wollen im Wald. Ja, da hast du nun aber ein merkwürdiges Christkindli gefunden."

„Du, Mann!" bettle ich, „bring mich doch nach Hause. Es ist so kalt hier. Bitte, bitte!"

„Ja, wo bist du denn daheim?"

„Im Waldhof."

Er überlegte einen Augenblick und späht und lauscht dann in den Wald hinaus.

„Gut, bis zum Waldrand will ich dich bringen. Du mußt aber mäuschenstill sein und darfst nicht rufen, wenn Leute kommen."

Mit starker Hand hebt er mich wie ein Federbündelchen auf die Schultern und schreitet mit mir durch den Hochwald. Das Licht des Mondes zeigt ihm den Weg. Bisweilen geht ein Zittern durch seinen Körper; ich merke es ganz gut. Einmal ist's mir, als komme ein Wildes Schluchzen aus seiner Brust. Ich will ihn trösten, fahre mit meiner Kinderhand liebkosend durch seinen Bart und über das Gesicht, indem ich ihm ins Ohr flüstere:

„Mußt nicht traurig sein, lieber Mann! Die Mistelimutter gibt dir ein gutes Nachtessen. Weißt, wir haben heute Metzgete. Sicher läßt sie dich auch in der obern Kammer übernachten."

Weihnachtskrippe. — Bergbauern-Heimarbeiten des „Schweizer Heimatwerk", Zürich, Rathausquai 2. (Modell H. Huggler-Wyss, Brienz.)

Der Mann umklammert meine Beine jetzt so fest, daß ich beinahe vor Schmerz aufschreie. Mir wird gar sonderbar zu Mute. Jetzt blickt er zu mir auf. Was der Mann wohl hat? Ich glaube fast, er weint.

Jetzt sagt er mit zitternder Stimme:

„Ich habe zu Hause auch so einen kleinen Knaben. O Gott, der arme Bub!"

Auf einmal bleibt er stehen, lauscht in die Nacht hinaus, stellt mich auf den Boden und horcht wieder in atemloser Spannung.

„Kind, es kommen Leute mit Laternen. Vielleicht suchen sie dich."

Tatsächlich sieht man in weiter Ferne zwischen den Baumstämmen wandelnde Lichtlein, die hin und her schwanken und immer näher kommen. Jetzt hört man auch schon vereinzelte Rufe.

Der Mann an meiner Seite benimmt sich immer sonderbarer.

„Bub, verrate mich nicht. Sag um Gottes willen den Leuten nicht, daß du mich hier angetroffen hast. Sie dürfen mich nicht sehen."

Ich schaue den Mann erstaunt an.

„Gelt, du verratest mich nicht?"

Aus den Augen des Fremden leuchtet ein wildes Feuer. Ich bekomme nun wirklich Angst vor ihm.

Ein Gedanke fährt durch meinen Kopf: „Barmherziger Gott, das ist sicher der Mörder von Hawiel."

Und jetzt erkenne ich in ihm auch tatsächlich wieder den Mann, den ich heute morgen am Waldrand gesichtet habe. Ich will aufschreien, vermag es aber nicht; die Kehle ist mir wie zugeschnürt. Ich fühle mich an beiden Händen umklammert, an meine Ohren tönt wieder die Stimme des Mannes:

„Kind, um der Liebe Christi willen, verrate mich nicht!"

Ich nicke, stammle ein lautes Ja. Auf einmal fühle ich mich in die Höhe gehoben. Der Mann drückt einen heißen Kuß auf meine Stirne, und ich höre die Worte: „Gott segne dich!"

Ich stehe wieder auf dem Waldboden, der Mann aber ist lautlos im Dunkel des Waldes verschwunden. Den Rest vom Eierzopf hat er mitgenommen. Das alles ist das blitzschnelle Werk eines Augenblickes. Ich bin noch ganz verwirrt. Da nähern sich schon die Lichtlein. Ich rufe, so laut ich nur kann:

„Misteliätti, Misteliätti!"

Ich laufe dem Licht entgegen und stehe auf einmal vor dem Mistelivater und mehreren Männern, die ich nicht kenne. Alle atmen offensichtlich auf. Der Aetti schimpft nicht.

„Gott sei Lob und Dank!" Mit diesen Worten nimmt mich der Pflegevater auf die Arme und tritt mit den Männern den Heimweg an. Ich höre nur noch ganz ferne wie das einschläfernde Plätschern eines Dorfbrunnens das Geplauder der Männer und den monotonen Schritt ihrer Füße. Durch meinen Kopf geht noch ein leises Erinnern an den sonderbaren Fremden im Wald, dann schlafe ich auf den Armen des Misteliätti ein.

Ich erwache erst wieder tags darauf im warmen Bett der Bubenkammer. Die Sonne scheint durch die Eisblumen des Fensters ins Stübchen. Ich muß im Bett bleiben, denn ich habe Fieber. Die Mistelimutter kommt mit einer Tasse heißer Milch und Honig in die Kammer. Sie schaut mich nur ernst an, aber sie schimpft nicht. Sie hält mir die Tasse hin zum trinken, schüttelt dann die Decke zurecht, ich aber erzähle in abgebrochenen Sätzen, in einem bubenseligen Kauderwelsch, meine Erlebnisse. Auch vom Eierzopf und dem sonderbaren Mann plaudere ich etwas weniges.

Die Mistelimutter sagt nur immer: „Nein, aber auch; nein, aber auch, Seppli!"

Vom sonderbaren Mann im Friedstetterwald habe ich

nie mehr etwas gehört. In der Heiligen Nacht kam das Christkind auch auf den Waldhof und brachte mir einen schönen Baukasten und ein Brieflein von der Mutter. Der Aetti las den Brief vor. Am Stephanitag machten wir zwei Buben dann der Mutter im Spital einen Besuch. Zwar konnte ich nicht gut laufen, denn mir waren auf meiner Christkindleinirrfahrt im Walde von Friedstetten beinahe zwei Zehen erfroren, der Tag aber war voll eitel Glück und Sonnenschein; denn während des weihnachtsseligen Besuchsstündchens im Spital kam auf einmal eine liebe, gute Krankenschwester auf das Bett der Mutter zu, lächelte uns Buben freundlich an und sagte:

„So, jetzt ist euer Mütterchen bald wieder gesund, und ihr dürft mit ihm bald wieder heim ins schöne Seedorf."

Ungläubig guckten wir die Mutter an, doch diese nickte wahrhaftig, und aus ihren Augen brach ein so frohes Leuchten, daß uns ein Freudenschauer überrieselte und wir einen Augenblick vor Glück ganz stumm wurden. Vor meinen Augen leuchteten die heimatlichen Berge auf, spiegelte sich der herrliche See und stand in herzbeglückender Lieblichkeit das traute Dorf. Durch all die Pracht aber sah ich mich und meinen Bruder an der Hand der Mutter schon den Dampfer verlassen und heimwärts ziehen aus der Fremde in mein Paradies — Seedorf. (Ende.)

Die Weihnachtsvögel.

Von Georg Busse-Palma.

Durch den Stall von Bethlehem blies ein kühler Wind.
Zart im Stroh und Windeln fror das Jesuskind.
Durch die Nacht von Bethlehem sang Marie verhärmt:
„Hätt' ich doch ein Bette, das mein Knäblein wärmt!"

Alle Menschen schliefen; Menschen sind auch hart.
Aber eine Eule hat im Forst geknarrt,
Weckte eine Wachtel und die Nachtigall,
Und zu dreien flogen sie zum kühlen Stall.

Vor Marie drängten sie die Brust heraus.
„Rupf' mir", bat die Wachtel, „eine Handvoll aus!
Will dir gerne Federn für sein Bette geben,
Wird wie ich oft ärmlich einst von Aehren leben!"

Mit dem eignen Schnabel riß in Opferlust
Nachtigall sich selber kahl die kleine Brust:
„Nimm nur alles, alles, um dein Kind zu wärmen!
Wird gleich mir von Liebe ewig glühn und schwärmen!"

Reichen Flaum in Fülle bracht' die Eule dar:
„Härter wird er liegen über dreißig Jahr!
Wie der Mensch mich nagelt an die Scheunentür,
Wird ans Kreuz genagelt auch dies Knäblein hier!"

Weinend band Maria Spruch und Gabe ein.
Um die Stirn des Knaben flog ein lichter Schein.
Die drei Vögel kreuzten ihre Schwingen sacht.
„Gott hat ihn gezeichnet!" sprachen sie durch die Nacht.

Maries, der Magd, Weihnachtsgeschenk.

Erzählung von Helene Keller. 1

Zum erstenmal seit ihrer siebenjährigen Ehe wird bei ihnen heute am Heiligen Abend kein Weihnachtsbaum brennen. Denn kein Licht der Erde vermag ihr trostloses Herz zu erhellen. Nur größer würde die Qual beim flammenden Kerzenschein, unerträglicher das Heimweh nach dem toten Kinde, das vor einem Jahr in köstlicher Gesundheit noch mit seinen herzigen Fingerlein die Lichter haschen wollte und mit seinen goldenen Sonnenaugen in der Eltern Herzen selbst das schönste Weihnachtslicht entzündete.

Und ein halbes Jahr darauf, als die Rosen zu blühen begannen, mußten sie ihr Sönnelein in den Friedhof betten. Seither ist die Welt kalt und lichtlos.

Fünf Jahre lang hatten sie auf ein Kindlein gewartet, schon fast aller Hoffnung bar. Da, auf einmal pochte es an und begehrte Einlaß in ihren kleinen Kreis und machte die Mutter so viel zu leiden, daß sie dabei fast ihr Leben verlor. „Ein Geschwisterchen darfst du nicht bekommen", erklärte damals kategorisch der Arzt, „oder du wollest denn dein Mütterlein hergeben."

So teuer war das Bübchen erkauft und blieb dann nur so kurze Zeit bei seinen Eltern. Aber diese kurze Zeit war ausgefüllt mit Glück und Sonne und Seligkeit und dann am Schluß des kleinen Lebens, — als die unheilbare Krankheit es in den Krallen hatte, — mit unerträglicher Qual, mit Flehen zu Gott, mit Aufbäumen gegen seinen unbegreiflichen Willen, — und dann nach des Kindes Sterben, kam die verzweiflungsvolle Ergebung und die trostlose Leere. —

Wie sollte sie so heute abend einen Christbaum schmücken können und ihn im Lichterglanz erstrahlen sehen?

Frau Brigitte, die sich beherrschen wollte, schluchzt bitterlich auf. Und es soll Weihnachten sein, das Fest der Freude und des Lichts?

Wie hat sie in dieser Adventszeit gesorgt für all ihre Armen und Bedürftigen und Kranken, um ja recht müde, betäubt und abgelenkt zu werden von ihrem eigenen Leid. An immer neuen Orten sah sie in dieser schweren Krisenzeit ihre Hilfe und Unterstützung nötig sein. Sie kannte diesmal keine Ruhe, wie in andern Adventstagen, wo sie in stillen Stunden den besondern Zauber der Vorweihnachtszeit auf sich einwirken ließ und sich ihm ergab. Ihr Mann sorgte sich um die Rastlose und schalt sie liebevoll aus. Sie solle doch Lina machen lassen! Natürlich hatte auch die getreue Magd Arbeit genug, wenn auf das Fest hin alles getan sein wollte, was sich Brigitte vorgenommen.

Aber welch großer Unterschied ist zwischen dem Helfen und Freudemachen von frühern Jahren und diesem Jahr! Es war ihr sonst nicht nur die Pflicht der Begüterten gegen die Bedürftigen, sondern ein wahres Bedürfnis, Freude zu machen und sich durch diese Freude selbst am reichsten zu beschenken. Das lag ihr im Blute von ihren Eltern her. Und auch ihr Mann hilft gerne, wo es zu helfen gibt, nur ist er froh, die Ausführung seiner Frau zu überlassen.

„Die Frauen müssen das tun; sie haben die weichen Hände hierzu und den richtigen Herzenstakt, die das Gegebene nicht zu einem Almosen, sondern zu einem wirklichen Geschenk stempeln", pflegte er zu sagen.

Doch heuer will die gewohnte Freude beim Notlindern und Schenken nicht aufkommen, und so kehrt auch keine Befriedigung und kein Glücksgefühl in ihr Herz ein. Frau Brigitte weiß wohl, daß so ihre Hilfe an Wert verliert, denn richtiges Helfen muß aus freudiger Seele kommen.

Während draußen Schnee und Regen durcheinander zur Erde niederwirbeln, wird drinnen in der gemütlichen Wohnstube ihr Weinen immer trostloser. Von der nahen Markuskirche hallen vier volle Schläge.

Erst vier Uhr und schon so dunkel, denkt Frau Brigitte müde aus ihrem Weinen heraus. Noch fast drei Stunden bis zur Heimkehr ihres Mannes. Er mußte an eine Beerdigung nach auswärts fahren; ein Jugendfreund, auch